

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Inés Garland

In den Augen der Nacht

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ich verstehe noch immer nicht, wie ich glauben konnte, ich könnte durch einen mir völlig fremden Wald laufen und würde ohne Probleme den Rückweg zu unserem Zelt finden.

»Geh nicht weit weg. Vergiss nicht, dass du keinen guten Orientierungssinn hast«, sagte meine Schwester Lucía noch. Ich hatte mir unseren Kochtopf wie einen Hut auf den Kopf gesetzt und war entschlossen, ihn mit Brombeeren zu füllen.

Sie, ihre beiden Freundinnen und ich waren am Tag zuvor am Lago Negro angekommen, wo wir mehrere Tage bleiben wollten. In der Nacht hatte ein Unwetter unser Lager verwüstet, aber ich ließ das Chaos hinter mir, entschlossen, zum Trost mit einem Berg Brombeeren zurückzukommen.

Eine knappe Woche nach Beginn unserer Reise wusste ich bereits, dass die schlimmsten Anfälle von schlechter Laune immer eine Folge von Hunger waren. Petra und vor allem Maite schafften es,

wegen Kleinigkeiten aufeinander loszugehen. Ich hatte den Verdacht, dass in Wahrheit Eifersucht auf Lucía dahintersteckte, aber da ich in kritischen Momenten instinktiv die Stimmung aufheitern will, sagte ich mir: Wenn man sich den Bauch mit Brombeeren mit Sahne vollgeschlagen hat, gibt es nichts mehr, was sich nicht lösen lässt.

Aber Lucía hatte recht. In Buenos Aires verirrete ich mich in Straßen, die ich genau kannte, oder ging in die falsche Richtung, überzeugt, dass es die richtige war. Am Morgen war alles grau und nass gewesen, das fahle Licht ließ die Welt gleichförmig erscheinen, und auf meinem Weg gab es keinen Bach und kein Seeufer als Orientierung für den Rückweg. Trotzdem bog ich, ohne zu zögern, in irgendwelche Pfade durch einen Wald ein, in dem für die Augen einer Städterin fast alles gleich aussah – Bäume, Büsche, Gras, Wildblumen –, in der Gewissheit, den Weg zurückzufinden.

Nach einer Weile stieß ich auf Brombeerhecken und begann, den Topf zu füllen. Nieselregen setzte ein, und nach kurzer Zeit tropfte es aus meinen nassen Haaren in den Kragen meiner Jacke, bis das langärmelige T-Shirt, das ich darunter trug, nass war. Ich achtete nicht auf den Weg. Bei den

vielen wilden Brombeeren, die ich pflückte, fühlte ich mich wie eine Millionärin. Die Vorstellung, wie wir uns den Bauch vollschlagen würden, ließ mich immer weitergehen, *plop, plop, plop*, eine Brombeere und noch eine, eine in den Mund, eine in den Topf, ein schwarzvioletter saftiger süßer Berg, der die Erinnerungen an das Gewitter auslöschen sollte.

Nachdem wir schon fünf Tage unterwegs gewesen waren – mit einer katastrophalen ersten Nacht in der fischmaulförmigen Bucht von Samborombón, zwei Tagen auf der Halbinsel Valdés, drei platten Reifen auf der Schotterpiste Richtung Anden und einem strategischen Stopp im letzten Dorf vor dem Lago Negro –, hatten wir gestern Morgen die ideale Stelle zum Zelten gefunden: am Ufer des Sees, neben der Mündung eines Flusses, auf einer Wiese wenige Meter vom Wasser, im Rücken den Wald. Wir verbrachten den Nachmittag damit, alle möglichen Gestelle aufzubauen, hängten unsere Lebensmittelvorräte in den Schatten, damit sie frisch blieben, gruben ein tiefes Loch fürs Lagerfeuer und installierten einen kleinen Grill. Zwischen den Steinen am See konnten wir ohne Angst vor Waldbränden Feuer machen, konnten frisches Wasser aus dem Fluss

trinken und hatten Sand und Wasser aus dem See, um das Geschirr abzuspülen – den gesamten Platz allein für uns, jede Menge Schatten im Wald, einen Sandstreifen, um uns wie Eidechsen in die Sonne zu legen, einen Fluss, durch den wir auf Steinen waten konnten. Wir kamen uns vor wie am Ursprung der Welt. Zum ersten Mal, seit wir Buenos Aires hinter uns gelassen hatten, dachte ich, dass meine Schwester vielleicht recht hatte und ich in diesen Ferien mit ihr und mit Petra und Maite Pablo vergessen würde.

Wir hatten den ganzen Tag über keine einzige Wolke gesehen und legten uns vor dem Schlafengehen ans Seeufer, um die Sterne zu betrachten. So einen Himmel hatte ich noch nie gesehen. Wir schickten tausend Wünsche an die vielen Sternschnuppen. Doch mitten in der Nacht wachte ich mit dem Gefühl auf, dass es plötzlich unheimlich still geworden war, als wären die Tiere alle auf einmal verstummt. So eine Stille war mir völlig fremd. Kurz darauf erhob sich ein Wind, der einen der Heringe fürs Vordach herausriss. Die lose Schnur begann, gegen die Plane zu schlagen. Minuten später weckte ein Donner wie eine Bombe die anderen drei. Blitz um Blitz knisterte, gefolgt von Donnerschlägen, die auf das Zelt

niederzugehen schienen, und durch den Eingang, den Petra aufhielt, sahen wir ein Wirrwarr aus abgerissenen Ästen, entwurzelten Sträuchern und totem Holz vorbeiwirbeln. Wie durch ein Wunder hielt das Zelt stand, aber wir mussten Petra davon abbringen, hinauszugehen und den herumtanzenden Hering wieder zu befestigen. Wir hockten alle am Eingang und schreckten bei jedem Donnerkrachen zusammen. Bei jedem Blitz kam es uns so vor, als würde der See über die Ufer laufen und bald das Zelt erreichen und bis zum Eingang schwappen. Unsere Gaslaterne wagten wir nicht anzuzünden, aber Maite leuchtete die direkte Umgebung mit ihrer Taschenlampe ab, und da war der umgestürzte Grill, der Reistopf, den wir auf einem Baumstumpf hatten stehen lassen und der jetzt umgekippt im Sand lag, undefinierbare Teile unserer Erfindungen des Nachmittags. Sogar ein Handtuch, das Lucía zum Trocknen aufgehängt hatte, wehte in der Dunkelheit vorbei wie ein Gespenst. Es dauerte nicht lange, bis die ersten Tropfen fielen, als wären sie aus Blei. Sobald der Regen losbrach, begann Lucía laut zu beten.

Ich dachte an die panische Angst der Höhlenmenschen angesichts der Naturgewalten. Wir

waren jetzt selbst Höhlenfrauen. Unsere Männer waren auf Mammutjagd gegangen, und wir waren allein geblieben, dachten uns schützende Wesen aus, um nicht vor Angst zu sterben, voller Sorge um unsere Gefährten, denn nun bestand die Gefahr nicht mehr darin, dass sie von einem Tiger mit Zähnen wie Säbeln gefressen oder von überstürzt fliehenden Mammuts zertrampelt wurden: Das hier war schlimmer, das hier war der Zorn der Götter, der sich über die Menschen entlud, und wir waren die unbedeutendsten, schutzlosesten und verletzlichsten Lebewesen der Schöpfung. Die Einzigen, die das Bewusstsein besaßen, dass der Tod kommen und allem ein Ende machen würde.

Am nächsten Morgen konnten wir das ganze Ausmaß der Katastrophe sehen: die Dose mit Instantkaffee, die Lucía offen gelassen hatte, in eine schwarze Suppe verwandelt, das Brot fürs Frühstück eine breiige Masse, unser Haustier – eine Eidechse, die Petra um den Hals an den Zelt-
eingang gebunden hatte, damit sie die Moskitos fraß – mitten im Sturm weggeweht. Petra schwor, sie hätte die Eidechse durch die Luft davonfliegen sehen wie einen Drachen. Sogar Maite, die über die Idee, eine Eidechse als Haustier zu halten, ge-

spottet hatte, war bestürzt über die Möglichkeit, dass sie vielleicht erstickt war.

Erst als der Topf randvoll mit Brombeeren war und überzulaufen drohte, blickte ich auf und merkte, dass alles um mich herum genau gleich aussah und ich bis auf die ersten Schritte hinter mir, meine letzten Spuren, nicht viel Ahnung hatte, wo ich mich befand. Ich erschrak nicht, sondern brach auf in der Überzeugung, dass ich denselben Weg zurückging. Ich weiß nicht, wie viel später – ich hatte keine Uhr dabei – ich mir eingestand, dass ich nicht den blassesten Schimmer hatte, wo ich war.

Anfangs hatte ich keine Angst. Der Wald war so schön, dass ich mich geschützt fühlte. Der Geruch nach frischem Grün, die Wassertropfen, die auf die Blätter fielen, das Schmatzen meiner eigenen Schritte – irgendwann würde ich etwas sehen, woran ich mich orientieren konnte, so weit hatte ich mich nicht von unserem Lager entfernt. Ich versuchte es mit ein paar halbherzigen Schreien, die wir verabredet hatten, wenn wir uns rufen wollten, aber mir antwortete nur der Wald: das Flügelschlagen eines Vogels, den ich nicht entdecken konnte, das Gefühl, von Leben umringt zu sein, das mir ganz einfach deswegen

nicht antwortete, weil es nicht meine Sprache sprach. Sogar die Steine schienen Ohren zu haben. Ich folgte dem, was ich für den Pfad hielt, den ich am Anfang eingeschlagen hatte. Es war nicht das erste Mal, dass jemand durch diesen Wald ging, der Weg war deutlich zu erkennen. Irgendwann bekam ich Hunger, und zwar keinen Hunger auf Brombeeren, sondern richtigen Hunger. Und erst da begriff ich, als wäre ich vorher noch verschlafen oder hypnotisiert gewesen, dass ich mich wirklich verlaufen hatte. Ich begriff es mit dem Körper: Eine Sekunde lang war es, als bekäme ich keine Luft, und dann wurde mir heiß. Wo war ich? Wo war ich hingeraten? Die Tauben, die mich bis vor einer Weile begleitet hatten, kamen mir in ihrer Gleichgültigkeit plötzlich gemein vor. Mir schoss durch den Kopf, dass es hier Schlangen oder Wildschweine geben konnte, die mir auflauerten. Gab es in den Wäldern im Süden nicht Wildkatzen und Pumas und Tiere, die ich gar nicht kannte? Als Kinder waren wir mit unseren Eltern und ihren Freunden zu einem Camp in der Pampa gefahren, und eines Nachts hatten sie eine Falle aufgestellt, um einen Puma zu fangen, der die Lämmer fraß. Die Falle bestand aus einer tiefen Grube mit einem neugeborenen Lamm als

Köder. Dieses Lamm, das im Licht der Laterne blökte und dessen winzige rosarote Zunge vor Panik zitterte, sah ich jetzt vor mir, als wäre seit jener Nacht kein Tag vergangen. Wie war ich bloß auf die Idee verfallen, Brombeeren zu suchen? Es war schwierig, mit dem vollen Topf in den Armen zu laufen. Wie lange würde es dauern, bis den anderen klar wurde, dass ich viel zu lange wegblieb? Was würden sie tun, wenn sie merkten, dass ich nicht zurückkam? Ich rief nach meiner Schwester. Lucía! Ihren Namen zu schreien beruhigte mich, als wäre das Wissen, dass sie in der Nähe war, ein Omen, dass am Ende alles gut werden würde. Aber meine Stimme verhallte zwischen den Bäumen, und die einzige Antwort waren die Geräusche des Waldes. Ich glaubte, Tiere zu hören, die flüchteten, wenn ich mich näherte. Ich kam mir dumm vor, weil ich mich nicht unter Kontrolle hatte, aber ich bekam immer mehr Angst. Ich hatte jegliches Zeitgefühl verloren und war sicher, dass es im Wald bereits dunkler wurde. Dabei konnte nicht schon der ganze Tag um sein, auf keinen Fall, im Sommer wird es sehr spät dunkel, ich müsste vor Erschöpfung ohnmächtig zusammengebrochen sein, wenn es schon Nacht wird. Aber es ist dunkler. Es ist dunkler, und da

ist ein Tier, das dir folgt, es wittert deine Schritte und schleicht hinter dir her, es hat Hunger, mehr Hunger als du. Es ist eine Wildkatze. Nein. Es ist ein Hund. Ein wilder Hund. Eine Dogge. Hier gibt es keine Doggen, du Dummerchen. Das hier ist eine Art Dogge, eine Kreuzung mit einem Wolf, ein Wolfshund, der sich so wie du im Wald verirrt hat und der so hungrig ist wie der Puma in der Pampa, der auf Schafsfleisch aus ist und um die Herden herumstreicht, ohne an die Menschen zu denken, die ihn töten können; wie die Königstiger, die um die Siedlungen herumschleichen, wenn sie Hunger auf Menschenfleisch haben und geduckt an den Waldwegen warten, bis einer der Bewohner sich von den Häusern entfernt. Er wittert deinen Schweiß, er wittert deine Angst, er weiß, dass dein Fleisch süß schmeckt, ein Festmahl für seinen leeren Bauch.

Der Wald schien über mir zusammenzuwachsen, dichter zu werden, und als ich meinen Schritt beschleunigte, stolperte ich über die Wurzeln der riesigen Bäume, die sich über meinem Kopf schlossen. Alles war gleich, alles war grün und schwarz und dunkel und roch nach Erde. Selbst wenn ich in die Ferne sah, war da nichts anderes als nasse Baumstämme, tiefhängende Äste, Blät-

ter, Gestrüpp voller Dornen, an denen ich hängen blieb. Ich bekam keine Luft, und meine Kehle war wie zugeschnürt. Wie sollte ich hier jemals wieder herausfinden?